

Nr. 217. **Bromberg, den 6. Oktober** **1928.**

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Urheberrechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Hauptsache war, daß Elemer jetzt über diese fatale Tatsache hinweg kam. Man mußte ihn mit allen Mitteln aus dieser gefährlichen Stimmung reißen. Sonst ging er womöglich zugrunde daran. Und den Triumph sollte sie nicht haben. Es gab solche Weiber, die sich brüsteten, wenn einer sich ihretwegen eine Kugel durch den Kopf jagte. Da sollte sie lange warten können, dieses — diese Dirne. „Dirne!", wiederholte er ganz laut.

„Nicht!", bat Radanyi und versuchte seinen Körper in eine gerade Haltung zu zwingen. „Sie hat ja noch keinen geküßt als mich — gar keinen — und nun den — den — andern."

„Ha! — Die hat dich zuvor betrogen, wie sie dich jetzt betrog. Glaub es doch, Elemer!" Anderson geriet schon wieder in Zorn. Wie konnte man mit dreißig Jahren nur so unschuldvoll naiv sein und alles für bare Münze nehmen, was ein Mädchen sagte. Aber das sah Radanyi ähnlich. Dem war jedes Wort lautere Wahrheit. Heute machte ihm die ihre Mätzchen vor und morgen eine zweite und den anderen Tag wiederum eine andere. Der brauchte in der Tat jemand, der die Augen für ihn offen hielt. Nun, es würde sich schon machen lassen, daß er nicht sobald wieder hereinfiel. Liebevoll legte er den einen Arm um Radanyis Schulter. „Du bleibst jetzt bei uns herüben. — Überall bist du willkommen, jedes macht die Türe auf, wenn du anklopfst, du brauchst nicht einmal zu klopfen, man holt dich, wenn du willst. Und wenn alles verwunden ist, diese ganze verdammt eklige Geschichte, dann fährst du hinüber und stellst dich eines Tages vor sie hin und lachst ihr ins Gesicht. Sie weint sich ja doch die Augen wund um dich. — Und morgen, meinetwegen schon heute Nacht, wenn du willst, fahren wir mit dem Expreß, oder wenn du es vorziehst mit dem Kraftwagen, an den Michigan. Dort habe ich eine Farm und zwei Kupferwerke. Du kannst jagen, fischen, schwimmen, rudern, was du willst. Und wenn du Verlangen nach einem Mädchen hast, findest du hundert für eine. — Sie sind alle rassig und hübsch dort unten, du kannst auch eine Blonde haben, — wenn es gerade eine Blonde sein muß."

Gequält hob Radanyi die Hand.

„Wollen wir fahren, Elemer? — Ja! —"

Anderson drückte ohne weiteres Besinnen auf die Klingel.

Rinker kam im Sprunge angerannt. Als er das regungslos gleichmütige Gesicht des Amerikaners sah, beruhigte er sich.

„Packen Sie die Koffer von Herrn Radanyi. — Alles! — Verstehen Sie. — Lassen Sie alles in meine Wohnung schaffen. — Fünfte Avenue, Haus Anderson. — Am Telephon bestellen Sie von mir, daß ich morgen an den Michigan reise. — Herr Radanyi fährt mit mir. — Es ist zu packen für acht bis zehn Wochen. — Für den Morgenexpreß sind zwei Billette erster — Fensterplätze zu belegen. — Haben Sie verstanden?"

„Gewiß, Mr. Anderson."

Radanyi machte kaum eine müde Gebärde der Abwehr. „Ich muß erst noch alles begleichen hier!"

Harald nickte. „Wird alles erledigt. —" Er trat in das Zimmer nebenan, schlug eigenhändig die schwere Seidendecke des breiten Daunenbettes zurück und schaltete die Nachtampel ein. Als Rinker zurückkam, sagte er ihm halblaut etwas ins Ohr.

„Sofort, Mr. Anderson."

Nach zwei Minuten erschien er wieder, ein Glas Wasser und ein weißes Pulver in einem Päckchen auf einer Tablette auf die Marmorplatte des Nachttisches stellend.

„Geben Sie die Hälfte hinein, das genügt", befahl Anderson. Dann ging er in das Zimmer zu Elemer und sagte in ruhigem, bestimmten Tone, daß es Zeit sei, zu Bett zu gehen. Man müsse morgen früh heraus. Ohne Widerrede erhob sich Radanyi. Gierig leerte er das Glas bis auf den letzten Tropfen. Von dem weißen, kleinen Pulver war nichts mehr zu sehen.

Noch ehe er den Kopf gegen die Wand gedreht hatte, kam es über ihn wie ein Einlullen, ein sachtes Hinübergleiten, ein ungemein wohltuendes Gefühl des Geborgenseins.

Die Arme fielen in regloser Schwere über die Decke. Sorgsam legte Anderson sie zurecht. Er beugte sich über Elemer, horchte auf den Atem und schaltete das Licht aus.

„Ich bleibe hier!" sagte er zu Rinker, der die Koffer packte. „Sie können ruhig weiter arbeiten. Es stört mich nicht. Wenn Sie fertig sind, bringen Sie mir die Hotelrechnung des Herrn Radanyi. Trinkgelder, Getränke usw. alles mit eingeschlossen!"

„Jawohl, Mr. Anderson!"

Harald trat an den Schreibtisch und begann zu ordnen. Ein Brief lag offen neben einem Stoß von Zeitschriften.

„Mein blondes Lieb!"

Er lachte verärgert. Der durfte ihm natürlich nie mehr zwischen die Finger kommen. Er faltete ihn zusammen und legte ihn in seine Brieftasche. Da war er am sichersten aufgehoben und vor jedem unberufenen Blicke geschützt.

Gegen ein Uhr war alles erledigt. „Um sechs Uhr will ich geweckt sein," sagte er zu Rinker, der ihm gute Nacht wünschte. „Der Chauffeur hat um halb sieben Uhr am Haupteingang zu warten. Wann geht der Expreß auf die Minute?"

„Sechs Uhr achtundvierzig, Mr. Anderson!"

„Es ist gut!"

Mit einer Handbewegung war Rinker entlassen.

Um sechs Uhr achtundvierzig fuhr Radanyi mit seinem Freunde an den Michigan.

*

Das überlebe, das ertrage ich nicht, sagt die Mehrzahl der Menschen im ersten, fassungslosen Schmerze, wenn das Leid über sie hereinbricht. Aber sie überleben und ertragen es doch. Sonst müßte die Welt tagtäglich mehrere tausend Selbstmörder zu Grabe tragen und die Irrenhäuser sich zum Bersten füllen. Es hat alles seine Zeit. Die Stunden, die Tage, die Wochen, die Monate lassen beinahe jede Wunde, sei es nun die des Körpers oder der Seele, vernarben und verharschen. Ganz leise und unmerklich geht das vor sich. Man weiß es kaum. Das Räderwerk des Lebens greift Speiche um Speiche, rastlos läuft es von Kurve zu Kurve, immer fort, immer dahin, unaufhaltsam, wie der Erdenkoloß sich um die allmächtige Sonne dreht. Kommt dann die Nacht, das Scheiden, das Ende, bleibt kaum der Eindruck einer Spur zurück.

Radanyi hatte schon seit zwei Jahren keinen Fuß mehr auf europäischen Boden gesetzt. Alle, auch die verlockendsten

Anträge hatte er abgelehnt. Amerika war ihm Heimat geworden.

Die Mutter, der alte Großvater, Haller, Ballin, alle bestürmten sie ihn, wieder einmal in die Heimat zu kommen. Er hatte immer nur ein „später“ auf diese Briefe.

Haller war der einzige, der wußte, warum er nicht kommen wollte und mochte. Aber er berührte die Wunde nicht. Nur daß Graf Warren einem Herzschlage erlegen war, berichtete er dem Schüler und daß die alte Baronin Gellern ihrem jahrelangen Leiden durch einen unerwarteten Tod entrückt war.

Elemer selbst erwähnte den Namen Eva Maria niemals in seinen Briefen. Auch Haller gegenüber sprach er sich nicht aus. Sogar Harald durfte nie danach fragen.

„Sei barmherzig und rühre nicht daran!“ bat er jedesmal, wenn Anderson auch nur eine Miene machte, daran zu tupfen. „Ich bin noch nicht so weit — ich habe noch nicht verwunden — geduldе dich, du sollst alles wissen, sowie ich darüber reden kann, ohne wahnsinnig zu werden!“

Aber in all den zwei Jahren, die bereits darüber hinweggegangen waren, hatte er nicht ein einziges Mal davon gesprochen.

„Kommst du heute abends mit zu van der Veldt?“ frug Anderson, als er noch im Sportdreß steckend vom Tennisplatz zurückkam und in Radanyis Räume im Astorhotel trat, wo dieser sich wieder eingemietet hatte.

„Ja!“

„Soll ich dich holen?“

„Es wäre mir lieb, wenn du es möglich machen kannst, Harald. Darf ich dir etwas anbieten jetzt?“ —

Anderson hielt ihm die Hand fest, mit der er nach der Klingel greifen wollte. „Laß, mein Lieber. Es geht schon gegen sechs. Ich habe mich ein bißchen verspätet. Bis ich mich umkleide, wird es gerade Zeit. Ich hole dich Schlag acht mit meinem Wagen!“

Radanyi nagte nervös an seiner Unterlippe. „Kannst du nicht etwas früher kommen?“

„Früher?“ sagte Anderson erstaunt.

„Ja! —“ Die Augen Elemers irrten an ihm vorbei und hielten sich auf der Bronzestatue, die in einer der Ecken thronte, fest.

„Hast du noch etwas vor,“ frug Anderson in halber Neugier.

„Ja!“

Dieses dritte oder vierte „Ja“, das er nun schon zur Antwort bekommen hatte, stieß Andersons ganze, langgeübte Geduld über den Haufen. Er hieb mit dem Schläger, den er noch in Händen trug, unbarmherzig auf das weiße Fell ein, das vor dem Ruhebette lag. Er mußte etwas haben, sich auszutoben. Das überstieg denn doch alles sonst Gewohnte. „Bist du denn immer noch nicht fertig mit der dummen Geschichte?“ warf er ärgerlich hin. „Über so etwas kommt man doch in längstens vier Wochen hinweg. Du hast zwei volle Jahre gebraucht und bist immer noch am gleichen Fleck. Und einen Zug hast du im Gesichte, der einen weinen machen möchte. Und die Weiber und die Mädchen sind hinter dir her wie eine Meute und du siehst und hörst nichts. Wie lange soll das denn noch so weiter gehen? — Bis du graue Haare hast?“

„Ich hab sie schon!“ sagte Radanyi und zerknüllte das bemalte Seidenkissen der Ottomane zwischen beiden Händen.

„Na, also. Dann laß es auch einmal genug sein, einer solchen Gassendirne wegen . . .“

„Harald!“ Radanyi ließ das Kissen fallen und faßte mit hartem, schmerzhaftem Griff nach Andersons Gelenken. „Sag das nicht wieder! — Sie war meine Braut!“

Anderson zuckte die Achseln. „Ja — gut — wenn sie die meine gewesen wäre, hätte ich mir ein Billett hinüber gelöst und sie mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen. — Du machst es anders. Stellst dir sehr wahrscheinlich vor, wie sie in ehelicher Seligkeit mit dem anderen schwimmt und kriegst graue Haare darüber! — Lächerlich! — Mach dich doch einmal los von ihr!“

„Ich kann ja nicht!“ Das kleine Seidenkissen wurde von Radanyis Händen von neuem malträtiert.

„Man kann alles!“ warf Anderson verärgert hin. „Wenn du im Sinne hast, so weiterzumachen, kannst du heuer allein an den Michigan fahren. Ich komme bestimmt nicht mehr mit!“

Kräftig ließ Anderson die beiden Flügeltüren ins Schloß fallen. Der Liftboy wunderte sich über sein verdrießliches Gesicht. Der Mister hatte ohne Zweifel Verdruß gehabt. Eine Viertelstunde vor acht Uhr stiegen die Freunde die Treppe vom Vestibül im Hause van der Velt nach den Gesellschaftsräumen hinauf. Sie hatten geglaubt, die ersten Gäste zu sein, aber sie hatten sich getäuscht. Plaudern und Lachen klang ihnen entgegen. Der ganze Luxus, wie ihn nur die Dollararistokraten der fünften Avenue zu entfalten vermochten, drängte sich schon beim Eintritt in die Augen. Aller Traum europätscher Fürstenherrlichkett war hier verwirklicht. Man achtete ihn kaum. Wer hier Zutritt fand, war das gewöhnt. Es war ein Heim in diesem Millionenviertel so gut wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht, wie das andere, das hundert Meter weiter abseits seine Tore auftat.

Dieses Meer von Licht machte beinahe die Augen tränen. Man war dankbar, wenn ein Schleier gedämpftes Grün, Gelb oder Rosa durch einen der intimen Räume schickte. Radanyi lehnte sich an eine Säule, über welcher sich aus tiefblauem, schillerndem Brokat eine strahlenartig gefaltete Decke wölbte. Er empfand die Kühle, welche eine unsichtbare Ventilation durch den Raum schickte, als ungeheure Wohltat. Seine Augen waren müde — er hatte ungezählte schlaflose Nächte hinter sich — aber sie suchten hartnäckig immer wieder um sich. Kam sie denn nicht? — Sie mußte es doch vorher an seinem Blick gesehen haben, daß er auf sie wartete. Wie lange würde es dauern, dann war er hier nicht mehr allein. Alles würde überfüllt sein. Und er wollte heute eine Entscheidung herbeiführen um jeden Preis. Er wußte, er brauchte nur zu sprechen. Aber er hatte es immer wieder hinausgeschoben, die Vergangenheit war noch zu lebendig in seinem Erinnern. „Eve Mi!“ Er schloß die Augen. Sein Kopf senkte sich, als ruhe der ihre an seiner Brust und er dürfte sich abwärts neigen, ihn zu küssen.

Zwei Hände strichen scheu über die seinen. Er hielt sie fest und hob langsam die Lider.

„Ellen!“

Ihre Blicke trafen ineinander. In dem ihren sprach eine zitternde Frage. Der seine war rätselhaft, nach der Wirklichkeit suchend. Er zog sie an beiden Händen näher zu sich, hob ihr Gesicht empor und wandte kein Auge mehr von ihr.

Er fühlte, daß sie ihn liebte, und fand kein Wort für das, was er ihr sagen wollte.

„Ellen! — Sehen Sie mich an, Ellen!“

Beinahe unbewußt begann er ihr dunkles Haar zu liebkosen.

Dunkel ist die kleine Tora — doch ich liebe blonde Locken — Blonde Locken licht und sonnig — Wie der Flachs an Freijas Rocken.

Seine Hände fielen herab!

Wortlos legte sie ihre Stirne gegen seine Brust.

„Haben Sie Vertrauen zu mir, Herr Radanyi. — Vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

Er schüttelte den Kopf und fing wiederum an, ihren Scheitel zu streicheln. „Ich habe Schiffbruch gelitten, Ellen. Und nun finde ich mich nicht mehr zurecht. Ich kann nicht mehr lieben, nicht mehr glauben, nicht mehr vertrauen. — Es ist alles tot in mir!“

Er drückte ihr Gesichtchen fest gegen seine Brust.

„Sie lieben mich, Ellen — ich weiß es — nein, nicht davonlaufen, mein Mädchen. Es ist ja keine Schande, wenn Sie mich lieben, Ellen. Ich bin ja kein Ehrloser, auch kein Verbrecher. Aber ich kann Ihnen nicht in gleichem Maße geben, wie Sie mir. Hat Ihnen Harald nie erzählt, daß ich schon einmal verlobt gewesen bin?“

Sie verneinte, ohne den Kopf von seiner Brust zu heben.

„Elemer!“ rief eine suchende Stimme im Rücken der Säule.

Radanyi wandte sich halb zur Seite, ohne Ellen van der Veldt von sich zu lassen. Im nächsten Augenblick stand Harald Anderson vor ihnen.

Sein Gesicht war farblos und der Blick verschwommen. „Entschuldige, daß ich so zur Unzeit gekommen bin, Elemer!“

Radanyi hielt ihn am Gelenke der Linken fest. „Hilf mir, Ellen van der Veldt überzeugen, daß ich keiner Mädchenliebe wert bin. Du weißt alles, Harald, mach mich so schlecht, als du kannst. Und dann — dann wählen Sie, Ellen, zwischen mir und ihm. Seine Liebe ist so treu und so groß wie die Ihre und die meine ist ein klägliches Stückwerk, das keine Frau mehr zu höchster Seligkeit entflammt. Und wenn Sie alles von ihm gehört haben, dann bringen Sie mir Ihr Urteil.“

Er nahm ihr blasses Gesicht zwischen seine erregten Hände und sah sie mit einem verzweifelten Blick an. Er fühlte, wie alles in ihr ihm entgegendrängte, daß sie sein war, wenn er sie an sich riß. Aber in ihm war alles tot.

Er empfand Furcht und Schrecken vor sich selbst. Ohne noch ein Wort zu sagen, entfernte er sich.

Ellen van der Veldt schlug beide Hände vor das Gesicht und weinte lautlos. Anderson wußte sich nicht mehr zu helfen.

„Ich bitte dich, Ellen, beherrsche dich.“ Sie kannten sich seit den Kindertagen und waren obendrein verwandt. „Was soll man denken, wenn Gäste kommen und dich sehen. Wenn du Radanyi so sehr liebst, dann will ich ja gewiß alles versuchen, daß du dein Glück findest. Aber ich bitte dich, weine nicht, Ellen! Ich kann das nicht sehen. Er ist ein Ehrenmann bis in die Knochen. Du brauchst keine Angst zu haben, daß er sein Wort nicht hält, wenn er dir's ein=

mal gegeben hat. — Auch als Mann nicht. Er wird dich nie betrügen. — Aber wein um Gotteswillen nicht mehr, Ellen. Er hat eben die andere noch nicht ganz vergessen. Das ist alles. Wenn du erst seine Frau bist, denkt er nicht mehr an sie. — Das bringst du doch sicher zuwege!“

Sie konnten nicht mehr weitersprechen. Ein Schwarm von Gästen drängte ins Zimmer. Im Nu waren sie umringt. Auch Radanyi war darunter. Man hatte ihn ohne weiteres mitgezogen, alles Sträuben war vergeblich gewesen. Er sah nach Ellen van der Veldt. Aber sie wagte ihn nicht anzusehen. Sie fürchtete ihr eigenes Ich. Ihre Augen sprachen zu deutlich, was sie für ihn empfand.

Konsul Hettmann legte dem Geigerkönig die eine Hand auf den Unterarm. „Sie sind doch Wiener, Herr Radanyi, nicht!“

„Wenigstens ein halber!“ sagte dieser mit einem schwachen Lächeln.

„Die Warrens haben Sie aber jedenfalls gekannt — und den Herrenreiter Gellern auch!“

Radanyi nickte und sah nach der äußersten Ecke des blauen Brokathimmels.

„Der Graf ist voriges Jahr gestorben. Das hat ja in allen Blättern gestanden und die alte Baronin Gellern auch. Und die junge, ich weiß nicht, ob Sie die kennen, das war die Tochter des Grafen Warren. Eine Schönheit. Blond! — Schlank! Zum Verlieben. Die hat der Gellern vergöttert, als sie sein Weib wurde. Die Sterne hätt' er ihr vom Himmel geholt, wenn sie es verlangt hätte. Aber irgendeinen dunklen Punkt muß es doch gegeben haben. Man sagte nämlich, sie sei die treueste Frau Wiens, aber lieb hätte sie einen anderen der ihr Mädchenherz betörte und dann in die weite Welt zog und nichts mehr von sich hören ließ. Es muß schon irgend etwas Wahres an der Sache sein, denn Gellern hat ein paar Wochen nach seiner Hochzeit den Hauptmann Raden, der in der Weinlaune eine Andeutung darüber machte, im Duell erschossen. Na, und jetzt ist er dem Raden so bald nachgefolgt. In der vorigen Woche hat er sich bei dem großen Hürdenreiten das Genick gebrochen. Schade um diesen herrlichen Menschen. Die junge Witwe soll schwer krank in einer Klinik liegen, sie hatte Mutterfreuden zu erwarten, damit ist natürlich jetzt Schluß. Der Schreck, als man ihr den Gatten tot ins Haus brachte, hat sie vollständig niedergeworfen. — Sie sehen ja aus wie eine Leiche, lieber Radanyi. — Warten Sie, ich hole Ihnen ein Glas Kognak! — Hoffentlich kann ich eins erwischen. Dieses verdammte Alkoholverbot!

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Wand.

Skizze von Emil Rath.

Ehrerbietig grüßte der Türhüter der Banque Efraim den elegant gekleideten Herrn, dessen Schultern leicht nach vorn gekrümmt waren wie von langem Sitzen über Büchern. Man kannte den schlanken Mann hier unter dem Namen „Graf de Perpignan“ und hielt ihn für ungeheuer reich. Sein Guthaben belief sich auf sechshunderttausend Franken, sein Tresorfach war mit Schmucksachen gefüllt. So erzählte man wenigstens.

Graf de Perpignan ließ sich in die Tresorkammer führen, deren dicke Panzertore sich spielend in den Angeln bewegten. Flüchtig erwiderte de Perpignan den Gruß des Bankbeamten und machte sich an seinem Tresorfach zu schaffen. Mit müdem Schritt schlürfte er hinaus, hob nachlässig die Finger zur schwarzen Melone und ging in den Schalterraum.

Der Geschäftsführer grüßte verbindlich: „Was steht zu Diensten, Herr Graf? Effekten kaufen?“ Er beugte sich ein wenig vor, im Flüsterton: „Afrikanische Eisenbahnen — Bombentip. Noch drei, vier Tage Baisse . . .“

De Perpignan winkte müde ab. „Vielen Dank, Herr Rousset. Nein, diesmal möchte ich Ihre Gefälliokeit anderweitig in Anspruch nehmen. Ich habe Liegenschaften bei St. Amand gekauft. Überweisen Sie doch dem Crédit Lyonnais auf die Brüsseler Bank 900 000 Franken. Ich weiß, ich überziehe mein Konto, doch in zwei Tagen . . .“

„Aber Herr Graf! Diese Kleinigkeit! Ihr Tresorfach ist doch beste Sicherheit —“

Um die Mundwinkel de Perpignans lief ein dünnes Lächeln.

„Ich lege Wert darauf, daß die Überweisung noch heute erledigt wird.“

„Keine Sorge! Mit der Zwölfuhrpost geht sie hinaus.“ Verbeugung. Leichtes Lüften des Hutes.

Erst schritt de Perpignan lässig durch die Straßen Lyons, dann beschleunigte er nach und nach seinen Gang und landete in einem wenia einladenden Quartier in Montchat. Hier hatte man ihn schon erwartet. Fünf, sechs Burschen zwischen 25 und 30 Jahren, verwegen, lauernd. „Nun, Doktor, wird's klappen?“

Der nickte. „Punkt ein Uhr. Daß alles auf dem Posten ist! Treffpunkt an der Drahtseilbahn.“ — — —

Lyon wurde durch einen furchtbaren Donnerschlag aus dem Schlaf gerissen. Unbekleidete Menschen taumelten ins Freie, dachten an Erdbeben, Weltuntergang.

Nur de Perpignan lächelte. Er sah, wie zehn dunkle Gestalten aus den Trümmern des Bankhauses Efraim „retteten“, was zu retten war. Leise ratterten vier Kraftwagen. Polizisten tauchten auf. Blendlaternen spielten. Schüsse knallten. Die Motore sangen, heulten auf. —

Der Polizeipräfekt stand vor dem Trümmerhaufen, der einst das Bankhaus Efraim gewesen: „Das war kein Dynamit — das muß ein neuer, furchtb arer Sprengstoff gewesen sein! In halb Lyon ist nicht eine Scheibe ganz.“

Er bückte sich. Was war das? Ein Tresorschlüssel. Vielleicht der Schlüssel zum Rätsel? Eine kleine Blechmarke, und darin eingraviert: Comte de Perpignan.

Das war Gaston Prévosts Verhängnis. Als er, jetzt ein Millionär, in Marseille ein Schiff nach Algier bestieg wurde er verhaftet. Er gestand, das Bankhaus Efraim in die Luft gesprengt zu haben. Womit? Er lächelte und schüttelte den Kopf. „Mein Geheimnis, meine Herren! Ich bin Chemiker von Beruf. Verkommen. Durch Kokain Ich bin Chemiker — und Erfinder. Der neue Sprengstoff heißt Prévosit. Seinen Namen sollen Sie erfahren — seine Zusammensetzung nicht.“ Dabei blieb er. Beugte auch nicht zerknirscht den Kopf, als das Urteil verkündet wurde: Zwanzig Jahre Zwangsarbeit. — — —

Der Sträfling 819 war im zweiten Stock des Gefängnisses untergebracht. Sein schmales Kerkerfenster ließ ihm Ausblick auf eine graue Wand, die im prallen Licht tropischer Sonne weiß leuchtete und auch die graue Zelle mit dem Widerschein weißen Lichtes erfüllte.

Wie er jene Wand haßte! Wäre es nur ein Stück des ewig blauen Himmels gewesen, nur ein einziges Stückchen, — dieses Weiß, das den Blick blendete und sich in die stumpfe Seele fraß wie ein blankes, scharfes Messer — unerträglich! Er fühlte, daß ihn der Anblick jener weißen Wand zum Wahnsinn trieb. Er begrüßte das morgendliche Schlüsselrasseln, das ihn mit den anderen Zuchthausgenossen zur Fron in die Bergwerke schickte. —

Eines Tages aber kam er wie umgewandelt in seine Zelle und sah sich ängstlich um, als er seinen Strohsack aufwühlte und in ihm etwas verbarg. Alle Tage tat er so, seine Augen waren von furchtbarem Glanze erhellt, mit einem Stückchen Kohle rechnete er an der Wand, löschte mit der rissigen Hand hinweg, schrieb wieder, Zahlen, Formeln.

Sonntag! Diese Muße hatte der Gefangene 819 sehnsüchtig herbei gesehnt. Er kramte aus dem Strohsack hervor, was er heimlich sechs Tage lang zusammen geschleppt.

Es waren Mineralien verschiedener Art, dazu ein Stück Rundholz, das er irgendwo gefunden. Die blecherne Eßschale mußte als Mörser dienen, und der Gefangene 819 stampfte, mischte und rieb die Mineralien, summte vergnügt leise vor sich hin, murmelte zu sich selber: „He Gaston, das wird ein Fest werden — wenn die verfluchte weiße Wand da drüben davonsaust in Millionen Fetzen. Einige Gramm Prévosit bewirken das Wunder — die Priester von Jericho mit ihren Posaunen sind doch armselige Stümper gegen dich, Gaston! Du bist ein Teufelskerl.“

Er lachte seltsam vor sich hin, goß aus dem grauen Tonkrug einige Tropfen Wasser in das Zerstampfte, knetete behutsam, formte mit Sorgfalt einen walnußgroßen Ball, den er mit einer gewissen Zärtlichkeit betrachtete.

Dann schob er sich langsam am schmalen Fenster empor, spähte durch das Gitter hinüber zur weißen Wand. Nicht schreckte mehr ihre blendende Helle — seine Hand bog sich rückwärts zum Wurf — holte weit aus — klatsch! sagte ein dumpfer Ton.

Gaston Prévost, Sträfling 819, schloß die Augen. Gleich mußte der Donnerkrach die Wirkung des furchtbaren Prévosit verkünden. — Wie? Kein Beben der Erde, kein Jaulen riesiger, zum Himmel geschleuderter Trümmer? Sträfling 819 öffnete die Augen wieder — da — drüben — haftete hohnlachend ein walnußgroßer Klumpen an weißer Wand.

Da fiel Sträfling 819 brüllend auf den kalten Zementboden. Schaum quoll aus dem Munde. Er riß sich die Haare, die zu grauen begannen, schrie einmal über das andere: „Du verfluchte weiße Wand! Bist doch härter als Prévosit!“

Im Gefängnis wurde es lebendig. Durch die Sonntagsruhe schlürften Schritte, klirrten Schlüssel.

Wärter rissen die Tür zur Zelle des Sträflings 819 auf. Einer lief, den Gefängnisarzt zu holen, ein anderer die Zwangsjacke.

Der Arzt kam, bog verächtlich die Mundwinkel herab: „Bestellen Sie den Wagen B. Der Mann ist verrückt.“

Der eine Wärter grinste: „Weiß schon, Herr Doktor. Er hat mir vertraulich erzählt, er könne das ganze Gefängnis in die Luft sprengen."

Wolkenschatten verfinsterten die weiße Wand. Längst hatte man Sträfling 819 zur Irrenanstalt gebracht. Nur ein Klumpen klebte wie ein zerstörtes Vogelnest an der Wand, die sich in Grau gehüllt hatte, ein Klumpen wertloser Erde, von dem ein Gefangener, der die Einzelheiten seiner einstigen Erfindung nicht mehr kannte, Erlösung erhofft hatte. . . .

Vision im Hades.

Skizze von **Walter Mittasch**-Königsberg.

Im dritten Querschlag, auf Sohle Zwei, hockte Thomas der Häuer auf einem Kohlenblock, starrte vor sich hin, auf den goldgelben Lichtkreis der Grubenlampe. Rechts und links kroch die düstere Höhlung fort, die eifrige Hacken in den Leib der Erde gerissen hatten. Wie gelbliches Knochenwerk standen und sperrten sich die Verzimmerungen. Da und dort blänkerten Wasserpfützen in einem sonderbaren, schwarzrötlichen Glanze wie gerinnendes Blut. Dürren Adern gleich krochen an den Wänden die Leitungen hin. Ein feines Rauschen und Sausen entrang sich ihnen. Und auch sonst war dieser Hades nicht ohne merkwürdige Laute. Von fern her kam das gurgelnde Stöhnen eines eiligen Wassers; das dumpfe Schollern eiserner Aufzüge murmelte, und hin und wieder fegte eines Sprengschusses hartes Dröhnen wie der schreckende Wutschrei eines Koboldes durch die Stollen.

All das war der Häuer Thomas gewöhnt. Das regte ihn nicht weiter auf. Zumal heute nicht, da ganz andere Gedanken in seinem dicken Schädel ihr Unwesen trieben. Aber an den Häuer Niklas mußte er denken — und an den gestrigen Abend. Da waren sie in der Kneipe „Zum roten Hahn" gewesen. Eine rechte Bergmannsspelunke. Niedrig und schwarz und von Pfeifenqualm durchbrodelt, aus dem das kühle Geblänker der Schnapsflaschen wetterleuchtete. Ein Orchestrion brüllte Gassenhauer. Schier gespenstisch bewegte sich das mechanische Klavier; all die Tasten, ohne Fingerdruck, gingen auf und ab. Und dem Häuer Thomas war es, als säße ein teuflischer Kobold vor der Klaviatur und narre und äffe das Menschenvolk.

Am Schänktisch wirtschaftete die rothaarige Agnete. Und es biß den Thomas hart, daß just sein Freund, der Niklas, um das lottrige Weibsbild schmachtete. Denn zur Zeit war doch er, der Thomas, der Bevorzugte der Rothaarigen.

Aber der Niklas lachte zu dem allen. Und dann gab es einen Streit. Mit politischen Zänkereien begann es, und mit Biergläserhieben endete es. Solche Dinge war man gewohnt im „Roten Hahn". Und am lautesten lachte die rote Agnete . . .

Jetzt sinnt der Häuer Thomas auf Rache. Er ist sonst kein gefährlicher Kerl, versteht einen Spaß und steckt auch einen Messerstich ein. Aber hin und wieder packt ihn der Koller. Dann muß er sich austoben.

Er weiß, wo der Niklas arbeitet. Drüben, auf Stollen neunzehn. Das ist ein gefährlicher Ort. Eine Gasquelle ist da — und man muß durch zwei Wettertüren gehen. — Wenn man die zweite Wettertür verrammeln würde, — dann wär's möglich, daß der Niklas im Giftgas umkommen müßte.

Wär's möglich? Hm —. Auch andere Dinge wären noch möglich. Die Kohlengase könnten nicht mehr recht abziehen, und dem Betäubten würde vielleicht die Lampe entfallen und zerbrechen und dann eine Explosion die Grube vernichten . . .

Der Häuer Thomas rückt die Grubenkappe aus der schweißfeuchten Stirn. Er denkt angestrengt nach. Schnauft schwer. Aber da ist eine Faust, die hält ihn am Genick fest; eine heisere Stimme flüstert: „Das ist alles egal — ist alles egal. — Geh' hin, und verrammele die Wettertür. Bist doch ein Kerl, der Mark in den Knochen hat. Also geh' schon hin!"

Schwerfällig steht Thomas auf, bückt sich nach der Lampe. — In diesem schwarzen Reich der Unterwelt gelten andere Gesetze als da oben, wo Mond und Sterne blinken.

Lauschend steht der Häuer.

Sonderbar, daß er just nun wieder an das gespenstische Klavier denken muß, dessen Tasten sich wie Teufelsfingerchen bewegten. In den Ohren dröhnt es so. Aber das mag wohl das Blut sein. Merkwürdig ist das alles. Was die Menschen so erfinden. Bergwerke bauen sie und diabolische Klaviere, und um einer rothaarigen Dirne willen begehen sie ein Verbrechen . . .

Der Häuer lehnt sich gegen eine Wandnische. Schwerfällig grübelt er: Das ist nun nicht anders. Was kann man dagegen tun? Und wenn die ganze Grube dabei zum Teufel geht. Soll ja sowieso nächstes Jahr still gelegt werden. — das alte Gerümpel . . .

„Also nun geh'!" zischelt die Stimme, „geh zu der Wettertür!"

Das mechanische Klavier, das auch tun muß, was eine fremde Macht will, hämmert einen widerhaarigen Galopp. Höhnisch geistern die knochenbleichen Tasten. Die Grubenlampe hat einen roten Schein, rot wie das Haar der Agnete . . .

Der Häuer Thomas beißt die Zähne zusammen, schickt sich an, den Weg nach Stollen neunzehn zu gehen. Auf Zehenspitzen schleicht er, obwohl ihn doch keiner hört und sieht. Blitzschnell fliegt ihm eine Erinnerung durch den Schädel. Weiß Gott, wo die herkommt. — Seine Mutter sagt zu ihm: „Jeder Mensch hat seinen Schutzengel." Ach geh', das sind Kindermärchen. Und die zischelnde Stimme redet: „Spute dich!"

Aber dann bleibt Thomas plötzlich lauernd stehen.

Er hört etwas — hört etwas . . .

Weiß noch nicht, was es ist — hört aber etwas. Irgend jemand kommt auf ihn zu den Stollen entlang . . .

Ah, siehst du — da ist es schon!

Ein Pferd, ein wildgewordenes Pferd! Jäh stürzt es aus der schwärzlichen Dämmerung hervor. Breitbrüstig, von einem schmutzigen Graugelb. Über dem klobigen Leibe flattert eine brandfarbene Mähne. Das Tier rast vorwärts. Schnaufend und fauchend, von eisernen Ketten umklirrt. Die großen, zottigen Hufe schmettern in sinnloser Wut auf den harten Boden. Das rotschwarze Wasser der Pfützen spritzt und brodelt auf. So rast es vorbei an dem elenden Menschen, der sich gegen die feuchte Wand klemmt.

Der Häuer Thomas glotzt auf den wildgewordenen Karrengaul. Und ihm ist, als trüge das rasende Pferd einen Reiter — einen knochendürren Reiter . . .

Als jage das Gespenst durch die Grube, um sein Revier abzureiten — gierig nach Beute — nach Flammen und Unheil . . .

Der Häuer Thomas löst sich von der Wand. Mit zitternden Knien steht er da, lauscht nach rechts in den Stollen hinein, aus dem noch immer das grausige Hämmern der großen, plumpen Hufe hervorpocht.

„Nee!" stöhnt er. „Nee! Ich — kann — es — nich' . . ."

Und dann schlorrt er den Stollen entlang bis zur Drehscheibe. Dort findet er einen jungen Karrenschieber, dem ein stürzender Deckenbalken die rechte Schulter zerschlagen hat. Er liegt neben dem umgestürzten Wagen, von dem der scheugewordene Gaul sich losgerissen hatte.

Häuer Thomas schleppt den Stöhnenden zum Aufzuge und fährt mit nach oben. —

„Sie —" sagte der Grubenarzt zu ihm, „Sie sehen auch so aus, als ob Sie krank wären. — Was haben Sie?"

„Nichts", murmelt Thomas und deckt die Hand über die Augen. Ihm ist, als müßten diese ihn verraten.



Bunte Chronik



* **Das „irische" Schönheitsideal.** Schönheitskonkurrenzen — weibliche natürlich nur — sind allen Anfeindungen zum Trotz noch immer Trumpf. Was Wunder daher, wenn der Irische Freistaat dem Zeichner seiner neuen Banknoten den Auftrag gab, das Papiergeld mit dem Idealbild eines irischen Mädchens zu schmücken. Der Künstler kam dem Wunsch nach und lieferte einen Mädchenkopf, der bei der entscheidenden Stelle vollen Anklang fand. Auch allen anderen Iren gefiel die Zeichnung bis zu dem Augenblick, da in Erfahrung gebracht wurde, daß die junge Dame, die dem Künstler zu seiner „irischen" Schönen gesessen hatte, aus Chicago stammt.

*

* **Schwere Besucher.** Im Zeughause zu Dresden wird eine große Waage aufbewahrt, auf der man, einer kuriosen Hofsitte gemäß, die ankommenden Gäste zu wiegen und den Befund in ein Buch einzutragen pflegte. Man kann darin manchen Namen von Klang finden, und bezüglich des Gewichts auf die Körperfülle ihrer Träger schließen; ebenso auf den gesunden Appetit, der bei der Hoftafel entwickelt wurde. Als schwerster Mann ist der Kronunterkanzler Lisky genannt, der vor der Tafel 273, nach derselben 278 Pfund wog. Dann folgt der Kronschatzmeister Poniatowsky mit 207 und 212 Pfund. Die Gräfin Orselska wog im Jahre 1725 132, drei Jahre später nur 129 Pfund, die Gräfin Flemming wies nur ein Pfund weniger auf. August der Starke hatte als 42jähriger Mann ein Gewicht von 260 Pfund. Der schwerste Fürst dürfte aber der Markgraf Georg Friedrich von Braunschweig gewesen sein, der volle vier Zentner wog.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.